



Leseprobe

Hanns-Josef Ortheil
Die Berlinreise

„Ein durch und durch verblüffendes Buch.“
DER SPIEGEL

Bestellen Sie mit einem Klick für 16,99 €



Seiten: 288

Erscheinungstermin: 26. Mai 2014

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Das neue Reisetagebuch des jungen Hanns-Josef Ortheil.

Anfang der sechziger Jahre hat Hanns-Josef Ortheil zusammen mit seinem Vater eine Reise in das geteilte Nachkriegsberlin unternommen. Es ist eine Reise zurück an die Orte, an denen sein Vater und seine Mutter als junges Paar während des Zweiten Weltkriegs gelebt haben. Geduldig und fasziniert hört er zu, was der Vater ihm von dem Leben damals erzählt. Instinktiv begreift er, welche Bedeutung Berlin für das Leben seiner kleinen Familie hatte und für ihn immer noch hat. Tag für Tag notierend und schreibend, sucht der gerade einmal zwölfjährige Junge sehnsüchtig nach einer Verbindung zu dieser Welt.

Im Sommer 1964 reist der damals zwölfjährige Hanns-Josef Ortheil mit seinem Vater nach Berlin. Wenige Jahre nach dem Mauerbau und ein Jahr nach Kennedys Berlin-Besuch führt der Berlin-Aufenthalt Vater und Sohn die Gegenwart des Kalten Kriegs vor Augen und wird gleichzeitig zu einer Zeitreise in die Vergangenheit des Zweiten Weltkriegs. Im Oktober 1939 waren die Eltern frisch verheiratet aus einem kleinen Westerwald-Ort in die damalige Reichshauptstadt gezogen, wo der Vater bei der Deutschen Reichsbahn als Vermessungsassessor tätig wurde und wo sie bei Luftangriffen ihr erstes Kind verloren. Tag für Tag erkunden Vater und Sohn die Spuren dieser Zeit, besuchen die frühere Familienwohnung, treffen Bekannte und Freunde und lesen die Haushaltsbücher, die die Mutter in den Kriegsjahren geführt hat. Über seine Eindrücke schreibt der Zwölfjährige ein in seiner Art unvergleichliches Reisetagebuch, in dem er auf dramatische Weise vom Nachempfinden der Vergangenheit am eigenen jungen Körper erzählt.

Nach »Die Moselreise« legt Hanns-Josef Ortheil mit der »Berlinreise« das zweite Reisetagebuch seiner frühen Kinderjahre vor, in denen er mit

Hanns-Josef Ortheil
Die Berlinreise

Hanns-Josef Ortheil

Die Berlinreise

Roman eines Nachgeborenen

Luchterhand

Vorbemerkung

1

Meine Eltern kamen aus einem kleinen Ort des nördlichen Westerwaldes. Nach ihrer Heirat im Jahr 1939 zogen sie von dort nach Berlin, wo mein Vater eine Stelle als Vermessungsingenieur bei der Deutschen Reichsbahn angetreten hatte. Der Umzug aus der ländlichen Einsamkeit des Westerwaldes in die damalige Reichshauptstadt erschien ihnen als ein großes Abenteuer, auf das sie sich sehr gefreut hatten. Sie konnten nicht ahnen, dass ihnen mit dem fast gleichzeitigen Kriegsbeginn ein ganz anderes Leben als das erwartet umtriebige und abwechslungsreiche bevorstand.

In Berlin verloren sie während eines Bombenangriffs ihr erstes Kind. Mein Vater wurde nach Schlesien versetzt und kam dann später als Soldat in Russland zum Einsatz. Über immer längere Zeiträume lebte meine Mutter allein. Ihr zweites Kind brachte sie in der westerwäldischen Heimat zur Welt, wo sie sich dann häufiger zu Kurzbesuchen aufhielt.

Der Lebensraum der kleinen Familie war gefährdet, die Begegnungen in Berlin wurden seltener. Schließlich zog meine Mutter mit ihrem zweiten Sohn wieder ganz zurück in

die Heimat, während mein Vater noch in den letzten Kriegstagen des Jahres 1945 beim Endkampf um Berlin schwer verwundet wurde. Den nur durch ein Wunder möglich gewordenen Heimweg legte er auf Krücken zu Fuß von Berlin aus in den Westerwald zurück. Zu diesem Zeitpunkt wusste er noch nicht, dass mein zweiter Bruder beim Einmarsch der Amerikaner auf einem abgelegenen westerwäldischen Hof ums Leben gekommen war. Ein Granatgeschoß der in der Nähe des Hofes in einem Versteck liegenden deutschen Artillerie hatte ihn in den Kopf getroffen.

2

Nach dem Krieg sind meine Eltern nicht mehr zusammen nach Berlin zurückgekehrt. Mein Vater hatte stattdessen eine Anstellung bei der Deutschen Bundesbahn in Köln gefunden. Dort kam ich selbst Anfang der fünfziger Jahre zur Welt, nachdem meine Eltern in den Nachkriegsjahren noch einmal zwei Söhne verloren hatten, die jeweils kurz nach der Geburt gestorben waren.

Obwohl viele Berliner Freunde und Bekannte meine Eltern immer wieder drängten, sie zu besuchen und den früheren freundschaftlichen Kontakt fortzusetzen, reisten sie nicht nach Berlin. Erst im Frühjahr 1964 entschloss sich mein Vater, noch einmal dorthin zu fahren, um die alten Freunde zu treffen und einige Habseligkeiten, die meine Mutter in Berlin zurückgelassen hatte, wieder nach Köln zu holen. Da sie ihn um keinen Preis begleiten wollte, fuhren mein Vater und ich ohne sie.

Die Reise war die zweite, die wir ohne meine Mutter unternahmen. Im Jahr zuvor hatte uns eine Sommerreise an die Mosel geführt, wo wir eine lange Wanderung zu Fuß von Koblenz nach Trier unternommen hatten (vgl.: *Die Moselreise*. München 2010). Diesmal ging es jedoch nicht um eine Wanderung durch eine beliebte deutsche Ferienlandschaft, sondern um eine Wiederbegegnung mit den Menschen und Räumen, die meine Eltern während der Kriegsjahre kennen gelernt und aufgesucht hatten. So wurde die Berlinreise wenige Jahre nach dem Mauerbau zu einer Reise in die Gegenwart des Kalten Krieges und in die Vergangenheit des Zweiten Weltkriegs.

3

Ich selbst wusste als damals zwölfjähriger Bub vom früheren Leben meiner Eltern in Berlin so gut wie nichts. Dass sie vor meiner Geburt vier Söhne verloren hatten, hatte ich erfahren, kannte aber damals die genaueren Umstände dieser Todesfälle nicht. Im Grunde war ich also in diesen Familiendingen sehr ahnungslos, als ich die Reise mit meinem Vater antrat.

Bereits seit mehreren Jahren aber war ich darin geübt, täglich Notizen und Aufzeichnungen über all das zu machen, was mir besonders auffiel und durch den Kopf ging. (Ich hatte mit solchen Notizen im Alter von etwa sieben Jahren begonnen, sie waren zunächst von meinem Vater, dann aber auch von meiner Mutter korrigiert und betreut worden. Im

Grunde bildeten sie so etwas wie eine sehr lehrreiche Schule des Schreibens.) Solche kleineren, rasch notierten Texte schrieb ich auch während der Berlinreise. Mit einem großen Fundus dieser meist mit dem Bleistift oder einem Füller gemachten Aufzeichnungen kehrte ich nach Köln zurück. Bis Weihnachten 1964 entstand anhand dieses Materials der hier veröffentlichte Text, den ich damals »ein Reisetagebuch« nannte. In ihm hatte ich die von der Reise mitgebrachten Notizen zu einer Art kleinem Reiseroman ausgearbeitet, der die Erlebnisse in eine erzählerisch ausgeschmückte Form brachte. Er war vor allem ein Geschenk an meinen Vater, der an derartigen Texten (und ihrem besonderen Ton) eine große Freude hatte und sie immer wieder mit Vergnügen las. Ich schenkte ihm dieses Reisetagebuch zu Weihnachten 1964, er las es wohl unzählige Male, und er nahm dann und wann (aber nur, wenn er Lust dazu hatte) einige kleinere orthographische und stilistische Korrekturen am Text vor. Ansonsten ist die hier vorliegende Fassung unverändert und wurde im Nachhinein nicht weiter korrigiert. Der kindliche Ton der Darstellung sollte vielmehr mit all seinen Eigentümlichkeiten, Fehlern und Kuriosa erhalten bleiben.

4

Da mein Vater befürchtete, dass die Lektüre dieses Textes meine Mutter belasten und die Erinnerungen an früher wieder lebendig werden könnten, hat sie dieses Reisetagebuch nie zu lesen bekommen. Es befand sich bis heute im

Familien-Archiv meiner Eltern, wo ich es erst vor einiger Zeit wieder entdeckte. Mit wachsendem Erstaunen las ich, was ich damals als Zwölfjähriger in Berlin alles beobachtet und wahrgenommen hatte. Vieles hatte ich längst wieder vergessen, aber schon mit den ersten Lektüremomenten war die Vergangenheit wieder da: hellgraue, leicht dunstige Schwarz-Weiß-Umgebungen endloser Straßen, dunkler Züge und toter Bahnhöfe, wo der Bub, der ich gewesen war, gegen einen mit den Tagen immer stärker werdenden Schrecken angekämpft hatte.

Bis heute habe ich diesen Berlin-Schrecken nicht verloren, noch bei jedem Aufenthalt regt er sich zumindest für kurze Augenblicke wieder. Es sind jene Momente, in denen ich panisch nach der nächsten Möglichkeit fahnde, die Stadt mit Flugzeug, Bahn oder Auto sofort wieder zu verlassen. Ohne jeden Erfolg habe ich auch immer wieder versucht, in Berlin einmal für längere Zeit zu leben und die Stadt unter den stark veränderten heutigen Bedingungen besser und anders kennen zu lernen. Es ist mir bis jetzt nicht gelungen.

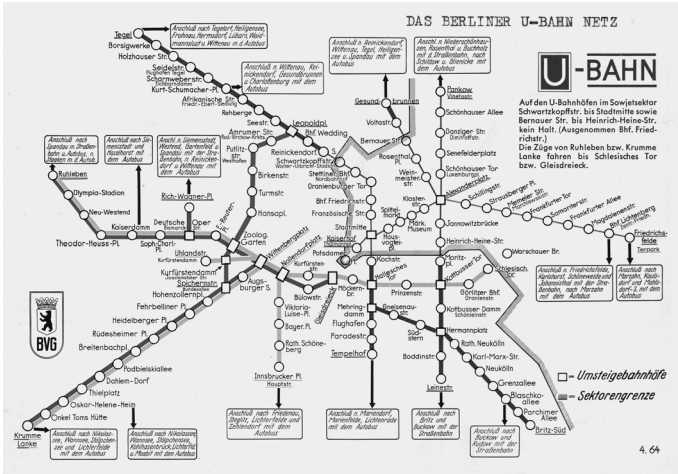
Köln, Wissen/Sieg, im Januar 2014

Die Berlinreise

Ein Reisetagebuch im Frühjahr 1964

*Für Papa -
zu Weihnachten 1964 -
von seinem Bub*

30. April 1964



Im Bahnhof, nachts

Die Einfahrt des Zuges nach Leipzig,
mit Kurswagen nach Berlin

Die leeren Abteile des Kurswagens

Die allein reisenden Männer mit sehr viel Gepäck

Die Abfahrt nach Berlin mit über 15 Minuten Verspätung

Mit Papa in einem sonst leeren Abteil

Ich: Was machen wir jetzt?

Papa: Schlafen, so schnell wie möglich.

Ich: Wann kommen wir in Berlin an?

Papa: Morgen früh, gegen 7 Uhr.

Ich: Ich kann noch nicht schlafen.

Papa: Dann lies doch etwas.

Ich: Ich habe *Winnetou III* dabei, das könnte ich lesen.

Papa: Ja, lies *Winnetou III*.

Ich: Soll ich gleich loslegen?

Papa: Du kannst auch erst mal durch den Zug laufen und dir alles genauer anschauen. Lauf nur, ich bleibe hier beim Gepäck.

Zum ersten Mal bin ich eine ganze Nacht lang mit einem Zug unterwegs. Ich habe unser Abteil verlassen und bin langsam von Wagen zu Wagen gegangen. Unser Kurswagen war nicht stark besetzt, aber die anderen Wagen waren sehr voll. In vielen Abteilen war gar kein Platz mehr, so dass die Menschen auch draußen, auf den Gängen, standen. Kurz nach der Abfahrt war es sehr laut, viele sprachen aufgeregt miteinander oder hantierten noch an ihrem Gepäck, und es gab auch Menschen, die gleich nach der Abfahrt zu trinken oder zu essen begannen. Einige hatten dicke, aufgequollene Taschen mit vielen Flaschen und Esssachen dabei, und die besonders gut gelaunten fingen auch an, etwas davon an die anderen Fahrgäste zu verteilen.

Ein älterer Mann, der besonders laut sprach, fragte mich, ob ich eine Stulle wolle. Ich antwortete, dass ich nicht wisse, was das sei. Da lachte er laut und rief den anderen, die in seiner Nähe standen, zu, ich wisse nicht, was eine Stulle sei. Ich musste mitlachen, weil er so fröhlich war, da zeigte er mir eine Stulle. Er holte sie aus seiner Tasche, wickelte sie aus hellem Butterbrotpapier und hielt sie mir hin. Sie bestand aus zwei halben Schwarzbrotsscheiben, zwischen denen sich viel roher Schinken befand. Er hing an den Seiten der Brotscheiben heraus und pendelte in der Luft herum.

»Das ist eine Stulle, mein Junge«, sagte der Mann, »oder wie würdest Du dazu sagen?« Ich sagte, dass ich die Stulle ein Pausenbrot nennen würde. Da lachte der Mann noch lauter und rief den anderen wieder zu, in Köln nenne man eine Stulle ganz vornehm ein Pausenbrot, in Berlin aber nenne man es richtiger eine Stulle. Dann drückte er mir die Stulle mit dem Butterbrotpapier in die Hand und sagte, dass er ein Berliner sei und dass ich von ihm Berlinerisch lernen könne. Ich antwortete, dass ich vielleicht später wieder zu ihm kommen werde, um noch mehr Berlinerisch von ihm zu lernen. Danach ging ich weiter durch die vielen Wagen. Ich hatte vorgehabt, sie zu zählen, aber ich kam immer wieder durcheinander, außerdem achtete ich wohl zu sehr auf die Stulle in meiner Hand, denn ich dachte laufend darüber nach, was ich mit ihr anfangen sollte, essen wollte ich sie nämlich auf gar keinen Fall.

Ich ging durch den ganzen Zug, bis zur Lok. Zweimal wollte mir jemand zeigen, wo das Klo sei, und jedes Mal musste ich sagen, dass ich ein Klo gar nicht suche. Schließlich wickelte ich die Stulle fest in das Butterbrotpapier ein und steckte sie vorsichtig in die rechte Hosentasche. Danach ging ich nur noch sehr langsam, um sie nicht zu quetschen. Zum Glück begegnete ich auf dem Rückweg dem älteren Mann nicht mehr, so dass ich, ohne länger aufgehalten zu werden, in unserem Abteil ankam. Ich zeigte Papa die Stulle und erklärte ihm, dass mir sie jemand geschenkt habe. Papa fragte mich, warum ich sie nicht esse, und ich antwortete, dass ich keinen Hunger habe und sie auch später nicht essen werde.

Da schaute Papa sich die Stulle einen Moment lang genauer an, nickte kurz und begann, sie zu essen.

Berlinerisch

Ich: Ist Berlinerisch eine eigene Sprache?

Papa: Nein, es ist ein Dialekt, so wie Kölsch.

Ich: Kannst Du etwas Berlinerisch?

Papa: Nein, kaum ein Wort.

Ich: Und welches Wort kannst Du?

Papa: Icke, die Berliner sagen Icke statt Ich.

Ich: Icke?

Papa: Ja, komisch.

Ich: Und was sagen Sie noch?

Papa: Sie sagen Bulette statt Frikadelle.

Ich setzte mich dann ans Fenster und las *Winnetou III*. Zu Beginn ist Old Shatterhand ganz allein in der weiten Prärie unterwegs und wird von Sioux-Indianern verfolgt. Plötzlich begegnet er einem gefährlichen Mann, der keine Ohren mehr hat und sich sofort mit ihm anlegt. Der Mann weiß aber nicht, dass er mit dem berühmten Old Shatterhand streitet, er glaubt vielmehr, er streite mit einem Greenhorn. Viele Menschen, die Old Shatterhand zum ersten Mal begegnen, halten ihn für ein Greenhorn, dann aber zieht er sein Gewehr, wirft einen Stein sehr hoch in den Himmel und trifft ihn mühelos noch im Flug mit dem ersten Schuss. »Heavens«, sagt der Mann ohne Ohren und schaut sich die Waffen Old Shatterhands genauer an. Der hat immer zwei Gewehre bei sich, den Bärentöter und den Stutzen, so dass die erfahrenen Herumreisenden sofort erkennen, dass er

Old Shatterhand ist. »Behold, also seid Ihr doch Old Shatterhand!« ruft da der Mann ohne Ohren, und dann reiten die beiden zusammen weiter, aber der Mann ohne Ohren schneidet einigen Indianern, die in der Nähe herumliegen, weil er sie gerade getötet hat, davor noch rasch die Ohren ab.

Ich las eine Weile, bis ich sah, dass Papa es sich in seinem Sitz bequem gemacht hatte und zu schlafen versuchte. Er hatte die Augen geschlossen und atmete lauter als sonst, aber er presste die Lippen so merkwürdig und fest aufeinander, dass ich nicht glauben konnte, er sei eingeschlafen. Ich legte das Buch weg, machte es mir ebenfalls bequem und versuchte zu schlafen, aber es ging nicht, so fest ich auch die Lippen presste und tief durchzuatmen versuchte. Mit geschlossenen Augen sah ich ganz deutlich die weite Prärie, sie war menschenleer und sah gefährlich aus, denn überall lauerten Indianer in lauter unbekanntem Verstecken. Ich stellte mir vor, die Prärie zu durchreiten, hatte aber keine Idee, welcher Weg der ungefährlichste und beste wäre. Old Shatterhand wusste so etwas immer und erklärte es dann seinen Mitreisenden, aber ich hatte fast nie eine dieser Erklärungen richtig verstanden. Old Shatterhand war gewiss ein sehr kluger und starker Mann, aber seine Erklärungen, vor allem, wenn sie die Landschaft und lauernde Gefahren betrafen, waren einfach zu kompliziert. Ich hörte auch dauernd die Worte »Heavens« und »behold«, als flüsterte sie mir jemand zu, und ich hörte sie so deutlich und oft, dass ich sie beinahe selbst geflüstert hätte.

Lesen

Wenn ich spannende Bücher lese, sehe ich oft alles, was passiert, sehr deutlich vor mir. Auch wenn ich gerade nicht lese, sehe ich die Menschen und die Landschaft, wie in einem Film. Schließe ich die Augen, denke ich sogar manchmal, ich sei selbst mitten drin in diesem Film, und wenn ich dann wirklich mittendrin bin, bekomme ich oft etwas Angst. Old Shatterhand hat nie Angst, das ist seltsam. Er weiß immer alles: wie man den Indianern entkommt, wie man sie überlistet und wie man ein spannendes Leben lebt ganz ohne Angst.

Dann schaute ich Papa noch einmal an und sah, dass er blinzelte. Jedenfalls zuckten seine Augen etwas seltsam, so dass ich jetzt genau wusste, dass er nicht schlief. Ich richtete mich auf und fragte ihn, ob er schlafe, da richtete er sich auch auf und sagte, dass er nicht schlafen könne. Er habe schon gehnt und gewusst, dass er in diesem Nachtzug nicht werde schlafen können, er könne in Zügen nicht schlafen, in keinem Zug, weder nachts noch tags, er könne es einfach nicht. Ich fragte ihn, warum er es denn nicht könne, und da antwortete er, das sei eine Folge des Krieges, als Soldat im Krieg habe er in Zügen niemals geschlafen, das sei viel zu gefährlich gewesen und außerdem habe man zuviel Angst gehabt, um zu schlafen. Ich fragte Papa, ob er während des Krieges als Soldat oft Angst gehabt habe, und da sagte er, »ja, ununterbrochen, denn jederzeit konnte irgendwo etwas passieren«. Ich fragte »was denn zum Beispiel?«, und Papa antwortete: »Mitten im ruhigsten und friedlichsten Gelände konnte plötzlich eine Mine hochgehen, und Du hast nichts gehnt, und wenn Du Pech hattest, hat Dich die Mine getroffen, und

es war aus mit Dir, einfach aus.« Ich habe nichts mehr gesagt, und dann wollte ich doch etwas sagen, und ich habe plötzlich »Heavens« gesagt, es ist mir einfach so rausgerutscht, und Papa hat »Wie bitte?« gesagt, und ich habe ihm erklärt, dass die weißen Männer und Herumreisenden in der weiten Prärie nie Angst hatten, jedenfalls stehe das so zum Beispiel in *Winnetou III*, sie hätten also gar keine Angst, und um das zu beweisen, würden sie »Heavens« oder »behold« sagen, einfach so. Da hat Papa gelacht und gesagt, die Worte werde er sich merken, »Heavens« und »behold«, und wenn es nötig sei, werde er sie ab jetzt auch benutzen.

Old Shatterhand

Die wenigsten Leser wissen, dass Old Shatterhand von Beruf Landvermesser und Ingenieur ist, genau wie Papa. Deshalb hat Papa auch einmal *Winnetou I* gelesen, wo so etwas drin steht und Old Shatterhand als Landvermesser von St. Louis aus durchs Land zieht, weil er, genau wie Papa, die neuen Eisenbahnstrecken vermessen muss. Papa hat auch einmal gesagt, dass Old Shatterhand die Umgebung genau wie ein Landvermesser betrachte, denn Landvermesser würden die Umgebung ganz anders betrachten als die anderen Menschen. Weil Old Shatterhand alles wie ein Landvermesser betrachte, gebe es in *Winnetou I* auch derart viele genaue und lange Landschaftsbeschreibungen, denn Landvermesser erlebten die Landschaft in allen Einzelheiten. Die langen Landschaftsbeschreibungen in *Winnetou I* haben Papa sehr gefallen, ich aber fand gerade diese Landschaftsbeschreibungen zu lang und zum Gähnen. Als ich Papa das einmal gesagt habe, hat er geantwortet, Landschaft sei niemals zum Gähnen, Landschaft sei das Spannendste überhaupt und er werde mir schon noch beweisen, dass und warum Landschaft spannend sei.

Da ich nicht weiter lesen wollte und auch nicht einschlafen konnte, bin ich noch einmal sehr langsam durch den ganzen Zug gegangen und habe nachgeschaut, ob die anderen Menschen schliefen. Und wahrhaftig – die meisten Menschen haben wirklich geschlafen, einige sogar richtig tief und mit richtigem Schnarchen. Viele lagen sehr unbequem in einem vollen Abteil und schliefen trotzdem, und einige hatten Beine und Füße eingezogen und sich in ihren Sitz gepresst wie Pakete, die verschickt werden sollten. Ich bin mehrmals im Zug hin und her gegangen und schließlich bin ich wieder dem Berliner begegnet, der mir die Stulle geschenkt hatte. Er fragte mich, ob ich nicht schlafen könne, und ich sagte, »nein, ich kann einfach nicht«, und dann sagte ich noch, dass Papa mir zwei neue Worte Berlinerisch beigebracht habe, nämlich »Icke« und »Bulette«. »Na so was«, sagte der Mann, »dann hab ich noch was für Dich.« Und dann hat er wieder in seinem Gepäck gekramt und eine Bulette hervorgeholt. Auch die Bulette war in helles Butterbrotpapier eingewickelt, und der Mann packte sie aus, schenkte sie mir und sagte, jetzt werde er mir einen ersten vollständigen Satz auf Berlinerisch beibringen: »Icke und meene Bulette, wir sind zwee richtig nette.« Ich musste den Satz wiederholen, und der Mann verbesserte meine Aussprache solange, bis ich den Satz richtig auf Berlinerisch aussprach, und dann nahm ich die Bulette und trug sie in unser Abteil. Ich zeigte sie Papa und sagte meinen ersten vollständigen Satz auf Berlinerisch, und Papa lachte wieder und steckte die Bulette obenauf in unsere Reisetasche.

Essen unterwegs

Ich: Warum haben wir eigentlich nie etwas zum Essen und Trinken dabei, so wie die meisten anderen Leute?

Papa: Weil Mama das nicht mag.

Ich: Und warum mag sie es nicht?

Papa: Es erinnert sie an den Krieg, als alle immerzu etwas zum Essen und Trinken dabei hatten. Während des Krieges hat Mama oft gesagt: Wann kommt endlich wieder die Zeit, wo man nichts dabeihaben muss?

Ich: Und was machen wir, wenn wir Hunger und Durst haben?

Papa: Runterschlucken, wir schlucken Hunger und Durst einfach runter.

Ich: Gut, dann machen wir es so wie Old Shatterhand. Der hat, wenn er unterwegs ist, auch niemals Hunger und Durst.

Papa: Genau so machen wir es.

Da es draußen sehr dunkel war und es auch im Zug nichts mehr zu entdecken gab, las ich dann doch wieder in *Winnnetou III* und merkte dabei gar nicht, dass ich plötzlich einschliefe. Old Shatterhand hatte gerade wieder begonnen, die Landschaft zu beschreiben und nach geheimnisvollen Spuren zu untersuchen, da packte mich denn doch der Schlaf. Ich erwachte erst wieder, als der Zug stehen geblieben war und im Gang laute Stimmen zu hören waren. Papa schlief noch immer nicht, sondern las in einer Zeitschrift. Ich fragte ihn, warum es plötzlich so laut sei, und er antwortete, dass unser Zug jetzt in der Sowjetisch besetzten Zone halte und unsere Ausweise jetzt von DDR-Grenzsoldaten kontrolliert würden. Wenig später wurde wahrhaftig auch unsere Abteiltür geöffnet, und ein Grenzsoldat wollte unsere Ausweise sehen. Papa gab sie ihm, und der Mann blätterte sie zweimal durch. Dann

gab er sie uns zurück und wünschte uns eine gute Reise. Kaum eine Minute später aber kam eine Frau in unser Abteil und sagte wieder, sie wolle unsere Ausweise sehen. Papa gab auch ihr unsere Ausweise, und sie begann, einige Daten aus unseren Ausweisen mit einem Kugelschreiber abzuschreiben. Dafür hatte sie ein helles Holzbrett dabei, das sie fest gegen den Bauch drückte. Auf dem Brett waren lauter Zettel und Papiere festgeklemmt, und die Frau machte neben das Aufgeschriebene lauter Striche und kleine Kreuzchen, bis sie uns die Ausweise zurückgab. Papa hatte sie schon längst wieder in seine Jackentasche getan, als noch ein dritter Grenzbeamter erschien und wieder unsere Ausweise sehen wollte. Da aber sagte Papa: »Nun reicht es aber doch mal! Der Zug hat schon genug Verspätung!« Der Grenzbeamte schaute ihn scharf an und erwiderte: »Begehren Sie bitte nicht auf! Wir tun nur unsere Pflicht!« Da sagte Papa nichts mehr weiter, gab ihm die Ausweise und sah ruhig zu, wie der Grenzbeamte die Ausweise extra besonders lang durchblätterte und gar nicht mehr aufhörte mit dem Blättern. Endlich gab er die Ausweise Papa zurück und sagte »Wir haben uns verstanden«, und Papa nickte und antwortete: »Tadellos«. Der Grenzbeamte schaute Papa noch einmal etwas länger an, als gehe ihm etwas durch den Kopf, dann aber machte er doch die Abteiltür zu und ging weiter, ohne noch etwas zu sagen.

Als er im nächsten Abteil war, sagte Papa: »Begehren Sie bitte nicht auf! Hast Du je einen größeren Blödsinn gehört? Aufbegehren – wo sagt man denn sowas? Ich habe nicht aufbegehrt, ich habe nur ein wenig gestöhnt. Zwischen Stöhnen

und Aufbegehren liegen doch Welten! Und dann: Wir tun nur unsere Pflicht! Das ist ja noch größerer Blödsinn! Das sind mir die richtigen, die von der Pflicht reden, wenn sie dummes Zeug machen, und wenn man schon von so etwas redet, dann wenigstens ohne das »nur«. »Nur« unsere Pflicht ist nämlich der Gipfel des Blödsinns!« Ich fragte Papa, wie es denn ohne das »Nur« heißen müsse, und Papa lachte und sagte: »Es muss heißen: Wir tun leidenschaftlich und mit größter Begeisterung unsere Pflicht! Zum Wohle des Vaterlandes! Auf immer und ewig! An Wochen- und Feiertagen! Von morgens bis abends!« Da musste ich auch lachen, und wir lachten so laut, dass der dritte Grenzbeamte plötzlich wieder zurück vor unsere Abteiltür kam und zu uns hinein schaute. Papa winkte ihm kurz zu, da öffnete der Beamte die Abteiltür und fragte Papa: »Haben Sie mir etwas zu sagen?« Und Papa antwortete: »Neinnein, sie tun ja nur Ihre Pflicht, wir haben das jetzt verstanden.«

Berlin

Wir fahren durch die Sowjetisch besetzte Zone nach West-Berlin. Unter der Sowjetisch besetzten Zone stelle ich mir ein Land vor, das mit lauter sowjetischen Panzern besetzt ist. Natürlich stimmt das nicht ganz genau, es stimmt aber, dass West-Berlin eine Insel inmitten der Sowjetisch besetzten Zone ist. Ich stelle mir weiter vor, dass es nicht sehr angenehm ist, auf einer solchen Insel zu leben, nicht angenehm und immerzu etwas gefährlich. In West-Berlin werde ich erfahren und sehen, ob ich Recht habe oder ob West-Berlin vielleicht ganz im Gegenteil eine sehr angenehme und völlig ungefährliche Stadt ist. Vielleicht ist es ja auch eine spannende Stadt. Papa hat gesagt,

dass wir auch nach Ost-Berlin fahren werden. Ost-Berlin kann ich mir überhaupt nicht angenehm und ungefährlich vorstellen, aber vielleicht ist gerade Ost-Berlin spannend, wir werden sehen.

Unser Zug fuhr dann endlich weiter, und dann wurde es auch langsam hell, und wir näherten uns West-Berlin. Draußen auf den Gängen liefen jetzt wieder viele Menschen auf und ab und unterhielten sich und standen vor den Klos Schlange. Und in den Abteilen wurde wieder viel zu essen und zu trinken ausgepackt, es roch sogar nach Kaffee, und die Männer rauchten und sprachen wieder so laut wie bei der Abfahrt des Zuges aus Köln.

Fragen

Papa: Wir sind bald da. Freust Du Dich auf Berlin?

Icke: Na ja, nicht so richtig. Und Du?

Papa: Doch, jetzt, so kurz vor Berlin, freue ich mich. Komm, freu Dich auch. Das werden sehr spannende Tage.

Icke: Glaubst Du?

Papa: Auf jeden Fall.

Icke: Was machen wir nach dem Aussteigen?

Papa: Reinhold wird mit seinem Auto auf uns warten und uns nach Lichterfelde fahren.

Icke: Reinhold ist Dein Freund, stimmt's?

Papa: Ich habe zusammen mit Reinhold in Berlin gearbeitet. Er wohnte mit seiner Frau zwei Stock tiefer in demselben Haus wie Mutter und ich. Wir waren richtig gute Freunde.

Icke: Wie ist denn Reinhold so?

Papa: Er ist ein richtiger Eisenbahner, durch und durch. Er kennt alle Fahrpläne und Strecken und Loks, er hat kaum was

anderes im Kopf. So Leute gibt es bei der Bahn. Sie sind vom Bahnfahren besessen.

Icke: Ist Reinhold ein richtiger Berliner?

Papa: Und wie! Ich glaube, er hat bisher nur in Berlin gelebt. Er liebt Berlin, es ist seine Heimat. Daran musst Du immer denken, wenn Du mit ihm über Berlin sprichst.

Icke: Ich werde mir Mühe geben.

Mit über einer halben Stunde Verspätung sind wir nach Berlin eingefahren. Wir fahren mitten hinein in die Stadt und sehr dicht an ihren Häusern vorbei, und ich dachte dauernd, wir seien jetzt da, wir waren es aber dann immer noch nicht. Der Zug fuhr langsamer und schließlich sehr langsam, und es war, als wollte uns der Zugfahrer die Stadt West-Berlin zeigen, so langsam fuhr er. Ich stand dicht am Fenster und schaute hinaus, und ich verstand sofort, was für eine riesengroße Stadt Berlin wohl doch ist. Seltsam war nur, dass es auf den Straßen so leer war, es waren wirklich kaum Menschen oder Autos zu sehen, so dass ich Papa fragte, warum das denn so sei. Papa antwortete, dass heute der 1. Mai und damit ein Feiertag sei, deshalb sei die Stadt noch so leer.

Wir packten unsere Sachen zusammen, und ich wollte die Abteiltür öffnen, da hielt mich Papa noch zurück und sagte etwas sehr Seltsames. Er schaute mich nämlich an und sagte, dass es nicht ganz leicht werde für uns in Berlin. Ich fragte, warum und wieso? Und er sagte, dass wir in Berlin vielen alten Freunden von früher begegnen würden, die bestimmt sehr gerührt seien. Die alten Freunde und Bekannten hätten ihn jetzt seit beinahe zwanzig Jahren nicht mehr gesehen,

